

Martha Niggli : zu ihrem 75. Geburtstag am 6. September 1964

Autor(en): **Basler, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarburger Haushalt-Schreibmappe**

Band (Jahr): - **(1965)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-787953>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Martha Niggli

Zu ihrem 75. Geburtstag
am 6. September 1964

Von Otto Basler

Ganz in der Stille, so wie es ihrer bescheidenen Wesensart entspricht, ist die aargauische Schriftstellerin Martha Niggli ins Alter hineingewachsen. Vom «Alter» kann zwar in ihrem besonderen Fall kaum die Rede sein. Wer sie sieht, wer am Telefon mit ihr spricht oder ihre übersprudelnden Briefe liest, der stellt fest, daß sie seit wohl zwanzig Jahren unverändert dieselbe geblieben ist: die temperamentvolle, witzige, kluge, mutige, mitten in der Lebensfülle stehende und den Forderungen des Tages offen und kritisch gegenüberstehende Frau, wie man sie in ihren Romanen und Erzählungen, die — das sei vorausgeschickt — zum Besten unseres schweizerischen Schrifttums der Gegenwart gehören, kennengelernt hat.

Eine musische Familie

Martha Niggli, die im Herbstmonat dieses Jahres 75 Jahre alt wird, kam am 6. September 1889 als Angehörige eines alteingesessenen Geschlechtes im aargauischen Aarestädtchen Aarburg zur Welt, einer Sippe zugehörig, die bedeutende Leute, u. a. die Schriftstellerin Julia Niggli, den Musiker Friedrich Niggli, die Blumenmalerin Gret Niggli hervorgebracht hat. Martha Nigglis Vater, ein gütiger, feingeistiger und vielbelesener Mann, der vor allem den Erzähler Jakob Frey zu schätzen wußte, war der Gründer einer Kartonagefabrik. Und die Mutter war eine Bauerntochter aus ebenfalls altem Geschlecht, das zu seinen Vorfahren Reisläufer und Napoleongänger zählt, «die den schweren, seßhaften Sinn der Sippe immer wieder auflockerten und in ihr Blut den Drang nach der weiten Welt träufelten». Der Trieb zu bäuerlicher Seßhaftigkeit, stets wieder zurückgedrängt von einer nie zur Ruhe kommenden Fernesehnsucht, hat sich in wohlproportionierter Mischung auf die hochbegabte Tochter übertragen, der dazu die «unermüdliche fabulierfreudige Erzählkunst» der Mutter geschenkt war.

Humanistisches Bildungsgut

Nachdem Martha Niggli die Schulen ihres Heimatstädtchens durchlaufen hatte, besuchte sie das Gymnasium in Aarau, wo ihr besonders Jost Winteler und Hans Käslin verehrte Lehrer waren, die ihre großen sprachlichen Talente zu fördern verstanden und ihr jenes humanistische Bildungsgut vermittelten, das durch bewußte persönliche Mehrung später organischer und fruchtbringender Besitz wur-

de. Familiärer Umstände halber ging Martha Nigglis Wunsch, Germanistik zu studieren nicht in Erfüllung. Sie trat ins Seminar ein und wurde Lehrerin, um dann gleich ins praktische Leben überzugehen, das sie unvermittelt voll in Anspruch nahm. Auf dem alten Bauernhof eines unverheirateten Bruders ihrer Mutter übernahm sie die Leitung des Haushaltes und war Betreuerin ihres noch minderjährigen Schwesterchens, an dem sie Mutterstelle versah. Nun wäre dies reiche Maß an Arbeit groß genug gewesen, um eine Frau ohne den Taten- und Leistungsdrang Martha Nigglis voll zu beschäftigen. Neben den häuslichen und erzieherischen Pflichten las und lernte sie und nahm gierig in sich auf, was ihr das alltägliche Leben, was Natur, Pflanzen- und Tierwelt ihr an Schönheiten und Überraschungen boten, und früh schon drängten ihre großen Gaben, das geistige elterliche Erbe zur Entfaltung und zur dichterischen Gestaltung alles dessen, was Leben und Umwelt ihr einbrachten.

Schöpferischer Drang

Mit wachen Sinnen und einem hellen Kunstverstand ausgestattet, griff sie zur Feder und brachte zu Papier, was in der Wirklichkeit nach Ausdruck und Beseelung verlangte und über das Medium ihrer reichen Phantasie und großen Erfindungsgabe nach neuem, erhöhtem Leben rief. Sie wurde Mitarbeiterin angesehenen Blätter, des Berner «Bund» unter Josef Viktor Widmann und der «Neuen Zürcher Zeitung» unter Eduard Korrodi. Der mitererbte Ferntrieb führte sie zu längeren Aufenthalten in England und Schweden, wo sie sich tätig umsah, ihren Erlebnis hunger stillte und nach neuen Stoffen Ausschau hielt, die stets heiße Lebensstoffe sein mußten und ihrem schöpferischen Drang Befriedigung verhiessen. Sie reiste und lernte fremde Sprachen, um ein tieferes Verständnis anderer Völker, anderer Sitten, anderer Bräuche zu erlangen. So setzte sie sich sogar in den Stand, englische und besonders schwedische Bücher originalgetreu ins Deutsche zu übertragen.

Der ihr unvergeßliche Schwedenaufenthalt

brachte ihr den wundervollen und verdiensterweise erfolgreichen Roman «Der Rödendalhof» ein, die lebensvolle Geschichte einer Gutsbesitzerfamilie auf einer schwedischen Insel. Dieses reife und mit den besten erzählerischen Mitteln geschaffene Werk (1941) ist eine gerundete Frucht und enthält eine ganze Welt, in der das Intim-Menschliche wie das in die Weite ausstrahlende Erlebnis seine funktionelle Geltung hat. Erst eigentlich der Rücktritt vom Schuldienst, den Martha Niggli mit der ihr eigenen Lebendigkeit, bezaubernden Heiterkeit und gewinnenden Herzlichkeit dreißig Jahre lang mit Hingabe versehen hatte,

schenkte ihr neben den verbleibenden Hausfrauenpflichten die Möglichkeit, das erfolgreich begonnene schriftstellerische Werk auszubauen und nun ganz dem zu leben, was sie leben wollte, von innen heraus mußte und zu leben liebte.

Ein reiches Werk

Es ist ein volles, großes und schönes Werk geworden, das, im In- und Ausland verlegt, einer eingehenden Sonderstudie würdig wäre. 1919 war der Roman «Zielsucher», 1921 «Langhalse», 1930 der besonders auch in Deutschland beliebte Lehrerinnenroman «Zwischen zwanzig und dreißig» erschienen. Der 1945 herausgekommene Roman «Der Knabe mit der Schalmei» ein Jugendroman von hohem dichterischen Reiz und voll tiefer seelischer und menschlicher Bezüge, enthält die Geschichte eines kleinen Knaben, der überall, wo er spielend auftaucht, Böses verhindert und zum Guten wendet, was unheilbar schien. Zaubermacht der primitiven Töne und die psychische Macht des reinen Kindes verbinden sich und strahlen das Unheil und seelische Verfinsternung bannende Kräfte aus. Das alles sind nur ein paar Stationen, zwischen denen Erzählungen, Jugendschriften, Novellen, Übertragungen aus dem Schwedischen und Englischen und übriges sich ansiedeln. Zu erwähnen ist unbedingt auch der große Familienroman «Die Familie Nicolai» (1950), ein großangelegtes, sprachlich ausgeglichenes Familienepos, dessen scharfe Aspekte jedoch die Sippschranken überspringen und indem man mit Leichtigkeit viel Familien- und Ortseigenes, Autobiographisches, für Weltoffenheit und Weltfähigkeit der «Niggli» Sprechendes findet. Das Buch, in dem «in Form einer Sippengeschichte durch drei Generationen hindurch schweizerisches, aber auch europäisches und überseeisches Geschehen vom letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts bis über den Zweiten Weltkrieg hinaus» eingelagert ist und meisterlich zur Darstellung gelangt, hatte neben dem «Rödendalhof» vor allen Romanen der nun zu Ansehen gelangten Autorin den größten Erfolg und fand nach Verdiensten weiteste Verbreitung. 1957 folgte unter dem Titel

«Immer werd ich dich lieben»

ein Roman, «der in Form einer alten Hofgeschichte schweizerische, aber auch europäische Verhältnisse und Geschehnisse unmittelbar vor und zu Beginn der Französischen Revolution darstellt». So lautet die knappe Äußerung der Verfasserin zu dieser packenden Rahmen-erzählung, in die nicht nur Geschichtlich-Abenteuerliches mit Heimatlich-Gefährdetem, Brüchigem aber auch Standhaftem und Aufstrebendem verwoben ist, sondern dazu mit souveräner Beherrschung der Mittel das die Schicksale vorantreibende Hintergründige.

Damit ist der Kreis bei weitem nicht aus-
geschritten, und vor allem nicht, was er
umfaßt, gewürdigt. Hinter einem großen,
weitschichtigen erzählerischen Werk steht
eine starke, eigenwillige, dem Wahren,
Guten und Schönen aufgeschlossene
Persönlichkeit, eine Frau, die des Schrei-
bens aufs bewundernswerteste kundig ist
und ihre Kunst und Kenntnisse ganz in
den Dienst des Menschlichen, des Sitt-
lichen und darüber hinaus alles dessen
gestellt hat, was dem Menschenleben den
Gehalt, die Würde und den Sinn verleiht.

Begnadete Heiterkeit

Bei aller Fabulierfreudigkeit, Naturselig-
keit und Menschenliebe, die Martha
Niggli Schriften auszeichnen, kommt es
immer wieder auf das emporgeführte
Menschenschicksal, den unveräußerlichen
Glauben an das Gute, die höhere Ge-
lenktheit an. Martha Niggli ist ein freier,
froher Mensch und begnadet, den Fun-
ken Licht, der über allem Dasein waltet,
zu sehen und zur Flamme anzufachen.
Heiterkeit, beseeltes Wesen waltet über
ihrem Werk, und Heiterkeit im geistigen
Sinn ist es, was uns ihre Schriften und
auch sie selbst lieb macht. Unsentimental
und kritischen Verstandes, geißelt sie das
Schlechte und zündet sie in schmutzige
Winkel, ganz auf der Seite derer stehend,
die der Wohlmeinung und Liebe bedürf-
tig sind. Deshalb sind ihre Romane und
Erzählungen nicht Gebilde schöner Art
in sich und für sich allein, sondern gerade
durch ihre mutige und gerade Gesinnung
und Haltung leuchtende Zeugnisse, in de-
nen ein edler Charakter seinen Ausdruck
findet.

Aarburg

Was der alte Vetter aus vergangenen Tagen erzählt

Von Martha Niggli

Als ich ein Kind war, zog in unser Haus
ein alter Vetter. Er war 80 und ich war 10.
Er betrieb ein sonderbares Gewerbe, das
man jetzt nicht mehr kennt. Auf zwei
Stuhllehnen hatte er einen langen, schma-
len Rahmen aufgelegt, um dessen Längs-
leisten er seinen Zwirn schlang, nach
links und nach rechts, die Schlingen in
der Mitte miteinander verknüpfend. Er
war Blattmacher, ein Beruf, der heute
ausgestorben ist. Aber während er zen-
timeterweise an seinem Blatt weiter-
rückte, durch dessen Schlingen nachher
die Fäden der alten Webstühle laufen
sollten, saß ich in einem Winkel seiner
Stube und wartete darauf, daß er plötz-
lich, wie es seine Art war, aus seiner
Versunkenheit erwache, die Brille auf die
Stirn schiebe, mich in meinem Winkel
entdecke und zu plaudern beginne. Und
plaudersüchtig war er wie alle alten

Leute, die nicht mehr viel Zeit haben. Es
hatte nur meist von den andern niemand
Zeit, ihm zuzuhören. Da war das kleine
Mädchen gerade recht und er nahm es in
Schutz, wenn die um Jahrzehnte jüngere
Base schalt, er verzähle sich bei seinem
Gepappel mit dem Kinde in seinen Fäden
und der Fabrikherr in Zofingen werde
das Blatt nicht annehmen. Ich weiß nicht,
ob dies je vorkam. Wenigstens ließ mich's
der Vetter nicht entgelten, sondern er-
zählte unentwegt weiter aus seinen Er-
innerungen, die sich aus Historie und Le-
gende zu einem schönen, bunten Kranz
verwoben hatten.

«Ja», sagte er, «so aus einem Weber oder
Blattmacher kann in der Weltgeschichte
immer einmal etwas werden. Ich wäre
nicht der erste. Als da von unserm Aar-
burg noch nichts bestand als das Schloß,
gehörte dies im 11. Jahrhundert einmal
den Herren von Frohburg. Aber sieben
Jahrhunderte später kam der Kräzenjoggi
aus dem Solothurnischen über das Draht-
brücklein herübergezogen, verkaufte hier
seine Hutte voll Hosenträger und der-
gleichen, fing dann selber in unserer Ge-
meinde an zu weben, baute die Fabrik,
baute die Mühle und die große Scheune,
oder seine Kinder bauten das, und sie bau-
ten, daß zuletzt beinahe ganz Aarburg
der Familie Großmann gehörte, denn so
hieß seinerzeit der alte Kräzenjoggi, und
sie kauften und kauften, die beiden
Wartburghöfe, die einst den Herren von
Wartburg gehört hatten, und schließlich
auch die Frohburg, deren längst ausge-
storbene Besitzer einst die Herren von
Aarburg gewesen waren.»

Der Vetter lachte. «Ha, ha, ist das nicht
lustig? Eine kleine Handvoll Welt-
geschichte. Macht nichts, wenn du schon
noch nicht weißt, was Weltgeschichte ist.
Du mußt dir nur merken: Es ist etwas, das
immer wechselt. Während einst die Her-
ren von Frohburg nach der Aarburg ritten,
ritten jetzt die reich gewordenen Weber
auf ihren Pferden nach der Frohburg und
hielten dort Visitation und Gelage.»

«Ist das wahr, Vetter?» pflegte ich zu
fragen, «steht es in den Büchern?» und
meinte damit den Stoß von Kalendern,
den er sich im Verlauf seiner 80 Jahre
aufgestapelt hatte.

Er zwinkerte wieder unter seiner hoch-
geschobenen Brille hervor. «So gewiß
2mal 2 4 ist, steht das in den Büchern.
Nur eins ist nicht ganz sicher, daß näm-
lich der Kräzenjoggi, dessen Nachkom-
men, die Großmanns, fast ganz Aarburg
in ihren Besitz brachten, aus dem Solo-
thurnischen gekommen ist. Einige behaupten,
er stamme bloß aus Vordem-
wald. Aber der Napoleon stammte ja auch
bloß aus Korsika. Und eine Pracht wie
dieser vermochten die Großmanns ein-
mal auch zu entfalten. Als Ende der Fünfzi-
gerjahre die ersten Züge hieher führen,
da legten sie von ihrer Villa Teppiche
zum Bahnhof, damit ihre Gäste reinen
Fußes ihr Haus betreten könnten. Aber

Der alte Geiger

Reproduktion nach einer Zeichnung
des Kunstmalers Charles Welti.
(Original im Heimatmuseum Aarburg.)



auch der Napoleon wurde zu übermütig und eines Tages gehörte den Großmanns die mächtige Fabrik am Kanal nicht mehr, und sie besaßen all ihre stattlichen Häuser nicht mehr und sie ritten nicht mehr auf die Frohburg und die armen Leute von Aarburg mußten jetzt andern Herren zinsen. Und dann verbrannte Aarburg.» Und da endete jede Geschichte des Vettters. Aarburg verbrannte!

«Aber die Festung, die konnte doch nicht brennen. Die war doch von Stein.»

«Sie ist es auch jetzt noch», sagte der Vetter. «Aber sie war nicht immer eine Festung, das mußst du dir nicht etwa einbilden. Eigentlich war sie einmal noch viel mehr, nämlich ein römischer Feuer- und Wachturm, der dazu da war, andern Besatzungen auf andern Türmen Feuer- oder Rauchzeichen zu geben, je nachdem es Nacht oder Tag war, gerade wie es von der Rauch- und Feuersäule heißt, die vor Moses Heer herzog, und dann mußte unser Festungsturm auch den Aareübergang bewachen.»

«Und auf diesem Turm saßen richtige Römer?»

«Nicht auf dem jetzigen Turm», entgegnete der Vetter böse. «Die gescheiten Leute behaupten, die Römer hätten anderes Mauerwerk gehabt. Aber es ist doch ein Römerturm und wenn auch nur noch die Fundamente römisch sind.»

«Aber wie wurde denn eine Festung daraus?» fragte ich, um ihn rasch von dem Gedanken abzubringen, es könnte jemand an der Richtigkeit seines Römerturmes zweifeln.

«Ach, das Schloß wurde nun einmal so darum herumgebaut.»

«Aber es ist ja eine Festung!»

«Die Festung, ja, die machten die Berner. Es waren da nämlich zwei Päpste gewählt, und zwei Päpste können natürlich auf der Welt nicht sein, und der Herzog von Österreich, dem damals unser Land gehörte, hielt es mit demjenigen, der den kürzern zog. Da sagte der Kaiser, die Berner sollten diesem ungetreuen Herzog sein Land nur wegnehmen. Es reute zwar den Kaiser nachher. Aber was die Berner einmal gepackt hatten, das ließen sie nicht mehr los, und so wurden wir Schweizer.»

«Aber die Festung?»

«Ja, die Berner setzten einen Vogt auf das Schloß und dem war's nicht stark genug, und es mußte eine Festung sein und nach dem Bauernkrieg mußte es eine noch größere Festung sein und die Berner wollten eine haben, wie der Festungsbauer Vauban sie dem französischen Sonnenkönig baute und so wurde es eben diese Festung, die wir nun einmal haben.»

«Und hatte der Landvogt denn auch schon Festungsbuben?»

Der Vetter lachte. «Nein, eine Anstalt war es damals noch nicht, aber doch immer so eine Art Gefängnis. Ich will dir gleich einmal vom Matter erzählen, denn den habe ich selbst noch gekannt. Weißt du,

das war so ein Mensch, den man auf der richtigen Welt nicht brauchen kann, denn er stahl den reichen Leuten, was nur von den Wänden loszubringen war, und verschenkte es den Armen. Diese verbargen ihn darum auch getreulich vor seinen Häschern und die Mädchen waren vernarrt in ihn. Aber zuweilen gelang es der Polizei doch, seiner habhaft zu werden, und dann sperrten sie ihn hier auf der Festung ein, denn das Badener Staatsgefängnis war damals gerade abgebrannt. Doch brach er auch immer wieder aus, denn solche Leute können mehr als Brot essen. Einmal ließ er sich mitsamt seinen Ketten am Blitzableiter herunter, lief in der Nacht über die Felder nach Olten und wollte dort über die Brücke, um das Solothurnische zu gewinnen. Aber da war der Zollwächter. Matter ließ sich auf all' Viere nieder, rasselte mit seinen Ketten, daß jener glaubte, der Teufel selbst sei im Anzug und die Flucht ergriff. Damit war der brave Matter wieder einmal gerettet. Aber nicht lange darauf verriet ihn so ein Weibsbild beim Tanz in einem Wirtshaus zum Hirschtal und nun war's um ihn geschehen. Er wurde geköpft auf dem Richtplatz vor Lenzburg und die Linden dort bluten jetzt noch über dem Mord, denn er war kein Kapitalverbrecher. Die Herren mußten daraufhin auch die Todesstrafe im Staat Aargau abschaffen.» Der Vetter sah mich an.

«Mußt aber vom Matter nicht allen Leuten erzählen. Die, welche Bücher schreiben, sagen nämlich, es sei nicht alles wahr, was man da so von ihm berichte.» «Nein, Vetter», entgegnete ich, «aber gelt, das ist doch wahr, daß sein Kopf am hintersten Wall in einer Erdmulde der Böschung liegt und zuweilen zu sprechen beginnt?»

«Gewiß, bejahte der Vetter. «Warum soll sein Kopf nicht hieher gekommen sein? Aber du mußt auch das niemandem sagen.»

«Gewiß ist die Festung darum nicht verbrannt, weil Matters Kopf sonst auch mitverbrannt wäre.»

Der Vetter lachte. «Der Brand war ja schon 1840, ich entsinne mich noch gut, und damals war Matter erst ein junger Spritzling. Aber der Brand, ja richtig. Einige sagen, er sei von der Kronenscheune ausgegangen. Mir ist es gleichgültig. Hauptsache ist, daß die ganze Häuserreihe dem Festungsfelsen entlang, also das halbe Städtchen, niederbrannte, und damit die Kirche oben auf dem Felsen, denn sie hatte nur ein Schindeldach. Es war eine schauerliche Nacht, dieser 3. Mai 1840. Aber die La Roche-Ringwald in Basel gaben uns Geld, daß wir eine neue und jetzt sogar zweitürmige Kirche aufbauen konnten. Und die andern Eidgenossen hielten sich tapfer, wenn sie uns zum Teil auch bloß alte Sachen verschenkten, wie die Zofinger mit ihrer Uhr vom untern Tor, die damals schon 200 Jahre alt war. Aber es war immerhin wie-

der eine Uhr und die Frauen Genfs gaben uns den Taufstein und die Aarauer schenkten uns die größte Glocke.»

«Und der Gang, der von der Festung nach dem alten Nonnenkloster führte, ist der eigentlich damals eingestürzt?»

Der Vetter sah mich sonderbar an. «Sag das nur ja niemandem, daß die alte Post einmal ein Nonnenkloster gewesen sei. Das steht wirklich in gar keinem der alten Bücher. Darüber würden sich auch die alten Schloßherren und die späteren Landvögte noch im Grabe umdrehen. Denn was hatten die mit Nonnen zu tun und was weißt du von Nonnen? Das, was man bei den spätern Räumungsarbeiten fand, das war nicht ein unterirdischer Gang, sondern es waren bloß die eingestürzten Kellergewölbe der abgebrannten Häuser, und diese Keller hatte man einst bis weit unter die Felsen hingetrieben.» Er besann sich lange. «Es kann auch der Brunnenschacht gemeint sein, der von der Festung zum Spiegel der Aare hinuntergetrieben wurde, um in Zeiten der Belagerung Wasser heraufwinden zu können. Es soll vor nicht gar langer Zeit einem Engländer sein weißer Pudel hinuntergesprungen und ersoffen sein. Vielleicht entstand daraus der Schleier der Nonnen — —»

Er sah mich noch einmal prüfend an. «Also ein Nonnenkloster hat dort nie gestanden», machte er bestimmt, «sondern die alte Post war ein braves Wirtshaus, wo die Marktleute ein- und ausgingen, denn damals hatte Aarburg noch einen Markt, wenn er auch so gering war, daß der Polizeier den Bauern nachgehen und sie bitten mußte, sie möchten doch um Gottes Willen ein Kühlein oder Geißlein bringen, nur damit etwas darauf stünde. Aber wenn du gern lustige Geschichten hast, davon weiß ich dir die Menge. Da war erstens einmal der hölzerne Esel, auf den die Männer geschnallt wurden, wenn sie etwas begangen hatten, das doch nicht gerade den Hals kostete. Da schellten eines Morgens in aller Herrgottsfrühe die Weiber der besten Bürger einander aus dem Schlaf, zogen den Esel aus seinem Verließ, zersägten ihn höchst eigenhändig — ja, das waren noch Weiber — und warfen die Stücke in die Aare. Der Vogt verklagte die Malefikantinnen in Bern, und sie wurden auch zu einer gesalzenen Geldstrafe und zur Wiedererstattung des Esels verurteilt. Aber die armen Frauen wußten so beweglich geltend zu machen, wie sehr sie unter der beständigen Bedrohung ihrer Männer mit Schmach und Schande gelitten hätten, daß man Gnade für Recht ergehen ließ.» Diese Geschichte hatte ich schon zu oft gehört, um noch darüber zu lachen. Aber es gab da noch eine andere, zu der der Vetter jedesmal ausdrücklich bemerkte: «Und das geschah noch im ausgehenden 18. Jahrhundert!»

«Ja, da kamen also eines Abends zwei fremde Durchreisende in den Bären und

erzählten von allerlei Mirakeln, die sie erlebt hatten. Unter anderm habe es am Vorabend im Baselbiet Feuer geregnet und der Schwefel liege knietief. Die Sache war ungeheuerlich genug, um dem Vogt auf der Festung gemeldet zu werden und der schickte sofort einen Eilboten um Verhaltensmaßregeln nach Bern. Er solle nachforschen, hieß es von dort, aber mit aller amtlichen Vorsicht, denn erst kurz vorher war man mit dem Gerücht von einer Hexe, die im Luzernischen ihr Wesen treiben sollte, tüchtig hereingelegt worden. Und so war es denn auch mit dem Feuer und dem Schwefel im Baselbiet. Die Ausgesandten entdeckten nichts davon, als sie über den Hauenstein gekommen waren und die abgefeimten Handwerksburschen hatten sich indessen längst verzogen. Aber geglaubt hat man's doch», fügte der Vetter höh-nisch hinzu, «und sogar der Vogt, sonst hätte er keine Boten ausgeschickt.»

«Und doch hatten die Aarburger damals schon eine Drahtbrücke gebaut», entgegnete ich zur Verteidigung.

Der Vetter sah mich wieder so sonderbar an wie bei den Nonnen. «Recht so», machte er, «man muß für seine Leute einstehen, selbst wenn sie die größten Dummheiten machen. Und dann bauten deine Aarburger nach dem Brand ja auch den Damm und das war das Großartigste und machte alles andere wieder gut.»

Des Veters Gesicht leuchtete und ich wußte, ich konnte ihm keinen größeren Gefallen tun, als wenn ich ihn nun nach diesem Damm und nach seiner schönen, gletschergrünen Aare fragte und nach den alten Flößern und der Flußschiffahrt. «Ja, ehemals war das armselige Obersträßchen noch unsere Landstraße und es führte unter dem Pfarrhausfelsens durch und über den Dürrberg nach Olten hinein. Aber da man vom Brand her nun einmal am Bauen war, wollte man jetzt auch eine große Straße haben, schon der Langholzfuhrwerke wegen, die aus dem Boowald die Tannen brachten, welche auf der Aare zu Flößen zusammengehakt und nach Holland hinuntergeschickt wurden zu Mastbäumen. Da könnte ich erzählen, wohin diese Mastbäume von Aarburg aus gerieten, nach Batavia, aber auch nach Marseille durch den Rhein-Rhone-Kanal. Und die Flößer, das war ein Geschlecht von Riesen. Ja, da habt ihr eine Ahnung, ihr Jungen, wie sie ihre Flöße vor Laufenburg auseinander rissen, die Mastbäume unterhalb des Laufens wieder auffingen und unter Lebensgefahr neu zusammensetzten. Und die Luzerner hatten ein besonderes Landhaus an der Aare als Umschlagstation für den Wein und das Salz, welche aus der Welschschweiz und aus dem Burgund die Aare hinunter verfrachtet und von hier aus nach der Innerschweiz auf der Achse weitergeführt wurden. Damals sah Aarburg reiche Handelsherren in seinen Mauern, aus allen Kantonen und von

weit her und viele wurden hier reich ob unserer guten, wilden Aare.»

«Aber der Damm?» warf ich schließlich ein.

«Richtig, der Damm!» nahm der Vetter das Wort mit einem neuen Augenleuchten auf. «Wir wollten nun eine große, eine richtige Landstraße haben und die bauten wir auch, und wir führten die alte Straße bis an die Aare hinunter und von da machten wir den großen Damm der Aare entlang, und darauf läuft nun die Straße weiter und mitten durch das Städtchen und schnurstracks nach Olten hinein.» Der Vetter versank in Schweigen. «Aber was hat es uns schließlich genützt, der schöne Damm? Dann kam die Eisenbahn und machte der Flußschiffahrt und aller Herrlichkeit ein Ende.» Er hob den Kopf. «Doch seine Zeit kommt schon wieder und die der Eisenbahn geht zu Ende. Ich kenne den Lauf der Welt zu gut —» Aber nun war der Vetter auch mit seinem Blatt zu Ende gekommen. Er hob es von den Stühlen, schlug es in Packpapier ein, und sagte: «Kannst die Mutter fragen, ob du mit mir nach Zofingen kommen dürfest.» Ich schoß auf und lief, die Erlaubnis zu erbitten.

Der alte Vetter ist längst gestorben und auch ich werde wohl über kurz oder lang meine ersten grauen Haare bekommen. Die alte Drahtbrücke über die Aare ist durch einen nicht gerade stilvollen Betonbau ersetzt worden. Aus dem alten Bären mitten im Städtchen, einst der vornehmste Gasthof des Ortes, in den ich aber in den Zeiten des Verfalls noch selbst die Handwerker in ihren Schlarpen zum Frühschoppen gehen sah, hat man ein alkoholfreies Gemeindehaus gemacht. Die alte Krone hat sich in ein beachtetes Knabeninstitut verwandelt. Und das ehemals einzige Schulhaus, auf dessen großem Platz in meinen Kinderjahren noch Bärenführer und Kameltreiber mit possierlichen Affen ihre Vorstellungen gaben, ist mit seinem neuen, kräftig-schönen Aufputz zum Rathaus gemacht worden, das allerdings noch die Bezirksschule birgt. Draußen an der Aare aber erhebt sich an der Stelle der alten Sonne, wo die Flößerriesen einst aus- und eingingen, das neue Primarschulhaus. Die Landhäuser mit ihren mächtigen Stapelräumen haben zum größten Teil einer hübschen Quaianlage weichen müssen. Die Großmann'sche Fabrik ist lang schon in den Händen eines andern Geschlechts, und hat bedeutende Vergrößerungen erfahren. Neben dem schönen Brunnen mitten im Städtchen wurde 1891 eine Bundeslinde gepflanzt, die freilich nicht recht gedeihen will. Am Brunnen selbst aber spülen die Weiber nicht mehr die Wäsche, wie noch zu meiner Kindheit, denn sie haben unterdessen in jedes Haus die Wasserleitung bekommen. Über des Veters Damm aber flitzen die Autos und beinahe scheint es wahr werden zu wollen, daß diese nun ihrerseits

der Eisenbahn, welche einst die Flußschiffahrt vernichtete, den Garaus machen werden. Die Festung aber, die seit den Frohburgern so oft den Besitzer gewechselt und eine solche reiche Geschichte hinter sich hat, die die Gefangenen der Helvetik in ihren Mauern sah und die ausgehungerten und erfrorenen Bourbakis, diese Festung ist zu einer friedlichen Erziehungsanstalt geworden. Die Geschichte Aarburgs, eine der reichsten und interessantesten unter denen unserer kleinen Städte, braucht auch nicht mehr bloß aus den krausen und fragwürdigen Erzählungen alter Vettern gespeist zu werden, welche immer gerade am Unwahrscheinlichen und Unverbürgten, am rein Volkstümlichen ihre besondere Freude haben, sondern es besteht jetzt im neuen Rathaus ein Archiv, in dem alles alte Schrifttum auf das sorgfältigste gesammelt wird. Es besteht die Hoffnung, daß aus dieser Sammlung, die sich auch über alte, wertvolle Stiche, Wirtshaus-schilder, Waffen und dergleichen erstreckt, einmal die Geschichte Aarburgs in Form eines würdigen und schönen Buches erstehe. Schon besitzen wir von Oberrichter Merz eine Geschichte der Festung Aarburg und haben eine Monographie über die Gefangenen der Helvetik. Aber die eigentliche Geschichte Aarburgs fehlt noch. Doch wir haben wenigstens den Mann, der sie schreiben kann und soll. Wie ein Rutengänger das unterirdische Wasser, so wittert der derzeitige Gemeindegemeinschreiber, derselbe Mann, der das Archiv auf so wertvolle Weise ge-äufnet hat, die alten Chroniken und Schriften in den Bürgerhäusern und manches hat er nach Todesfällen und ähnlichen Anlässen schon vor der Verschleuderung gerettet. Die Freunde der Geschichte warten nur noch auf den großen Zug, den die Gemeinde tun soll, nämlich dem eifrigen und um die Vergangenheit so liebevoll bemühten Mann den nötigen Urlaub zu geben, damit er das Werk schaffen kann. Die alten, so fragwürdigen Historien meines guten Veters, würden freilich nur so weit darin stehen, als der vorsichtige Forscher verantworten kann, denn er arbeitet nach den Methoden der Wissenschaft und gibt nur das wieder, was in seinen Chroniken verbürgt ist, und da steht recht wenig von den bunten Berichten des Veters drin. Aber es müßte trotzdem und auch gerade darum eine reizvoll zu lesende Kulturgeschichte eines kleinen Schweizer Städtchens daraus werden, die zugleich eine wertvolle Bereicherung der großen Schweizer-geschichte bedeuten könnte.

(Die schöne Chronik ist unterdessen vollendet worden.)

Aus «Neue Schweizer Bibliothek», Jahrgang 1934, Band 1.